

# Heimwelt

## Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

### Die Göttin aus dem Osten.

Von Rolf Gustaf Haebler.

Als Herbert Mach zu dem großen Kongreß fuhr, der in einer der schönsten Städte Deutschlands tagte und auf dem er sprechen sollte als einer der Menschen, welche die Hand am Pulse der Zeit haben und um die Sehnsucht und Bitterkeiten dieser Tage wissen, war ihm längst die frohe Stimmung, mit der er zugesagt hatte, zerflattert und eine müde Wolke stand auf seiner Stirn. Er sagte sich: Im Grunde ist es zwecklos, heutiger Zeit und diesen Menschen Reden halten, Beschlüsse fassen, hin und her erörtern, Notwendiges und Zweckmäßiges gegeneinander zu setzen; Spielerei des Intellekts, der sich freut an glatter Formung geistiger Bewegungen. . . . Und während die Landschaft an den Fenstern seines Zuges vorbeisagte, reiste in ihm der Entschluß, all der Beschäftigkeit dieses wachen Seins die Ruhe entgegenzusehen, die aus dem Gefühl einer innersten Abgeschlossenheit stammt, einer Einsamkeit, der diese Dinge nur Spiegelbild eines gebrochenen Wechsels von Farbe, Lust, Leidenschaft und formendem Willen sind.

Ich bin müde, meinte er zu sich, müde des vielen Herüber- und Hinübersprechens, der großen Worte und kleinen Taten, die im Laumel dieser Tage zerrinnen wie trockener Sand zwischen den Fingern; und er überlegte, ob er nicht einen, irgend einen anderen Menschen von den vielen bitten solle, an seiner Stelle zu sprechen.

Aber als er ausstieg und plötzlich in dem Trubel festlicher Leute stand, Menschen begrüßte, deren Anblick ihm Erinnerung gab an schöne Stunden, oder die neu waren und in deren Zügen zu lesen ihm eine Freude war, und als die nicht lärmende, wohl aber froh bewegte und herzliche Freundschaft einer irgendwo vorhandenen gemeinsamen Innerlichkeit, eines Verbundenseins in Bestimmung, geistiger Haltung und Willen ihn überströmte: da war die laue und abwehrende Trübung seines Geistes rasch bezwungen. Er lebte auf, wurde froh und lebhaft wie diese, seine Bewegungen sprangen rascher aus den Muskeln, der Körper ward mehr und mehr Instrument, auf dem zu spielen, eine heitere und beschwingte Melodie, ihm inneres Vergnügen bereitete. Sein Geist löste sich aus den Hemmungen eines schweren Blutes, das von Träumerei und Schwermut zuweilen dunkler gefärbt erschien. Und als er droben stand, festlich, in straffer Zucht des Geistes, das dunkle Haar leicht sprühend, und sein Auge über eine unruhige Menge ging, die zu bündigen in der Richtung seiner Ziele ihm stets eine leise Bollaust erschien, ein Reiter, der ohne Sporen und Gerte, nur mit dem Willen straffer Kraft das Tier Masse bändigte und leitete, da strömte über ihn die lange vergessene Fröhlichkeit eines unmittelbaren Lebens; Beifall berauschte ihn leicht, lockerte die Fugen seiner mißtrauischen Zurückhaltung, die das Leben jedem empfeht, den Schicksal in eine vordere Stellung zwang. Eine strahlende Heiterkeit war plötzlich in ihm, eine Beschwingtheit, ein Blutzug der Seele über schönen Menschenlandschaften, jenes herrliche Losgelöstsein, das dem geistigen Menschen Rausch ist, tausendmal schöner als die Befreiungen der Schwere, die aus der Luft heißer Sonne über Weinhängen strömen. Und es geschah das Seltsame, als man sich noch zusammenfand zu fröhlichem Reigen, und tänzerischer Taft und Melodie die Menschen zueinander zwang: Herbert Mach, der seit vielen Jahren kaum mehr und im Grunde nur widerwillig getanzt hatte, er erlebte nun Freude an dem schönen Dahingleiten über glatten Boden, an der leisen und rhythmisch gegliederten Bewegung des Körpers und an dem engen Spüren des anderen Menschen, irgend eines Mädchens oder einer Frau, die ihm gleichgültig waren, nur Instrument, Mitklang seiner frohen Entlösung. Bis er, im Dahinschwindern durch festliche Menge, plötzlich vor jener indischen Göttin stand, deren Statue er so sehr liebte. Er hatte einst, in einer verzweifelten Stunde, in einem Buch über östliche Kunst das Bildnis einer Göttin oder irgend einer Fürstin, einer Lieblingsfrau oder irgend eines Weibes jener märchenhaften Welt gefunden; kurz, in jener Stunde, da er unzufrieden war und voller Sehnsucht, da hatte ihm jenes Bild einen Trost

geschenkt; wie eine weiche, liebende Hand war es über die zerquälten Falten seines Gesichts gestreift und hatte ihn beruhigt. Und siehe da: nun, mitten im Trubel dieser schönen Stadt, stand sie da, die braunen Augen ruhig über der frohen Menge, die hohen Augenbrauen in jenem wundervollen Bogen gezogen, in dem so viel Erstaunen liegt und rätselhaftes Schweigen, die dunkeln Haare ein wenig aufgeföhrt, ein tiefer Rahmen über der runden hohen glatten Stirn, der Mund schön und schmal gezeichnet, ein ganz klein wenig standen die Backenknochen betont in den Wangen, und dann der schlanke Hals, die schmalen Hände, ihre Farbe war ein mattes Gelb wie von altem Elfenbein. . . .

Herbert Mach, den ja alle kannten in diesem Saal, ging auf sie zu; nein, er wäre nicht erstaunt gewesen, wenn sie ihm in einem fremden Klang geantwortet hätte, er hielt in diesem Augenblick alles für möglich; aber sie sprach ein klares Deutsch. Sie tanzten zusammen; sie war — das schien eigentlich seltsam — fast so groß wie er; eine schlanke, schmale Frau; ihr Tanz aber von einer gleitenden Ruhe, mehr ein sanftes Schreiten denn ein Schwingen in irgend einer Melodie. Das Wertwürdigste aber schien ihm; seit er mit ihr zusammen war, hatte sich ihm jene sorglose Heiterkeit und sein ein klein wenig lustiges Wesen gelöst, und war ihm entglitten, lässig, unbemerkt, wie ein seidenes Tuch vom Nacken einer schönen Frau. Eine große Stille war nun in ihm. Die Menschen und die Dinge ringsumher glitten wie Schatten an den Wänden hin, sie hoben sich und sanken, sie wurden unwesentlich, zerfloßen in einem Nebel, durch den man nichts deutlich erkennen konnte. Herbert Mach hatte plötzlich alle Lust an lauter Fröhlichkeit verloren; er empfand einen weichen Mißklang in all der helleren Ausgelassenheit ringsumher. Sie gingen in den Park. Er lag dunkel, in sommerlicher Tiefe, blau und schweigend. Zwischen den Bäumen durch schwimmerten die festlichen Lichter des Saales und zuweilen klang ein Stück Musik herüber. Sie wanderten durch die Nacht, langsam, ohne viel zu sprechen. Das Blut sang seine Melodie, es war eine fremde Weise, in hohen Bögen glitt sie wie eine Barke über den heiligen Fluß. Irgendwo war das Tor. Irgendwo fanden sie einen Wagen. Er trug sie in mählichem Steigen aus dem Tal zur Höhe. Es war schön so: unter ihnen versank die Stadt, die vielen Lichter, die Türme, die Dächer, die Menschen; all der erregte, taumelnde Irrgang dieser Zeit sank mit ihnen in die Tiefe. Was bleibt noch? Ein wundervolles Schweigen, still atmendes Wissen um die selige Ruhe einer großen Wunschlosigkeit. . . .

Das Haus lag hoch oben am Hang über dem großen Fluß. Herbert begab sich auf die Veranda und wartete. Eine hohe rote Lampe glühte matt in die Nacht hinaus. Es war schön, so dazusitzen, nach all dem erregten Treiben nichts als ein Stück Natur, das atmet und lebt und nichts mehr will. Als die Göttin kam, trug sie ein weiches, fallendes Gewand von östlichem Schnitt. Sie kauerte sich auf dem Divan, in dem grünen Schatten der hohen Büsche. Das alles ist wie ein Traum, vielleicht ist es auch nur ein Traum, dachte Herbert. Höchste Wirklichkeit ist ja nur dort, wo Leben und Traum in eines zusammenfließen, ein Spiel Gottes. . . .

„Das alles ist mir irgendwo Erfüllung,“ sagte er leise, „eine Vollendung. Als ich hierherfuhr, war ich müde und wäre am liebsten umgekehrt; und als ich hier war, und die Menschen um mich und all das Frohe und Schöne und Zukunftssichere: wie lebte ich da auf und ließ mich gerne tragen in diesem Strom. Und nun ist all das nicht mehr wahr, die Müdigkeit und das Heitere, sie sind nur wie ein dunkler und heller Schatten aus einem Sein, das einmal war, gestern, vorgestern. . . .“

„Wir sind stets Wanderer zwischen gestern und morgen,“ antwortete die Göttin. „Wahrheit ist nur das Heute, der Pulsschlag des Seins, das unendlich Gegenwärtige, das keine Zeit und keinen Raum kennt. Und aller Irrtum ruht darin, daß ihr Menschen meint, das Ewiggestrige sei heute noch wahr und weil ihr an euren Willen glaubt, der das Kommende sein will. Nur wer stets sich lebt, in jedem Atemzug sein tiefstes Ich, stets Pendelschlag ist zwischen

Gott und Tier, stets darum weiß, daß sein Ich nur wahrhaft lebendig ist, wenn er sich löst von der Schwere des Gestern und der Hast nach dem Morgen, nur der lebt in Wahrheit seinen Gott . . .

„Ich? Was ist mein Ich, mein tiefstes, abgrundtiefes Ich?“ fragte Herbert nach einem Schweigen. Seine Stimme ging klüsternd, eine stille Frage, die zag den Schleier heben will von den Geheimnissen des Lebens . . .

In der Tiefe stümmerten die Lichter der Stadt, Sterne, die niedergesprüht waren ins Tal, Funken, die sich spiegelten im dunklen Schweigen eines Abgrundes . . . o, es war schön, in dieses Schweigen eine Frage zu werfen wie einen Stein, der Kreise zog im Wasser, wundervolle Ringe um das Eine, das Bewegung und Kraft und Anstoß war und nun ruht irgendwo in der schwarzen Tiefe . . . Und die Göttin erhob sich leise, wie ein Flügelschlag eines großen felsamen Vogels war das Rauschen ihres Kleides, und nahm seinen Kopf in ihre schmalen Hände und sprach: „Ich — bin — Du . . .“

## Die russischen Serapionsbrüder.

Von Alfons Fedor Cohn.

E. T. A. Hoffmanns Einfluß auf die russische Literatur datiert nicht erst aus unseren Tagen. Schon zu den Zeiten Puschkins und Gogols brachten Zeitschriften Uebersetzungen seiner Erzählungen. P. W. Annenkow schrieb bewundernd über „diese mächtige Personifizierung der leblosen Natur“. Herzen entwickelte in einem Essay seine Ansicht von der charakteristischen Mischung „schwarzer Mystik“ und „lebendigem, scharfem und brennendem Humor“. Gogol überwand den Einfluß des deutschen Romantikers, gegen den er intensiver als jeder andere ankämpfte, durch seine eigene Kunst, und der junge Dostojewski, der in ihm ein ernstes Problem sah, entwich langsam dem Schatten, den er auf seinen Weg warf. Erst das Zeitalter des Realismus ließ ihn in Vergessenheit geraten und die allgemeine Umwälzung unserer Tage, die in so vielen an Hoffmanns eigene Werkezeit in der Napoleonischen Epoche erinnerte, fand wieder zu ihm zurück.

Ein schwedischer Literaturkritiker Ad. Stender-Petersen macht auf eine Gruppe von 9—10 jungen russischen Schriftstellern aufmerksam, die Anfang 1921 in Petersburg eine besondere literarische Gruppe unter dem Namen „Serapionsbrüder“ bildeten: Menschen, deren Seelen von dem phantastischen Schattens des Todes, des Hungers und der Kälte gezeichnet und gebeugt worden sind; die Zeit der Not und des Blutes hat ihnen Seiten des menschlichen Daseins gezeigt, von denen der „Philister“ niemals in seinen allerunwirklichsten Träumen geträumt hat, und während eine Welt in Nacht und Graus unterging, hat sich ihr Gesicht und ihr Gehör bis an die Grenze der Aufnahmefähigkeit schärfen müssen, um die Nilance im Chaos der Baue und Bilder aufzufassen.

Die „russischen Serapionsbrüder“ haben mit eigenen Augen das Gesehene, was bei Hoffmann die Form einer literarischen Methode annahm, nämlich, daß die Grenze zwischen „wirklich“ und „unwirklich“ imaginär ist, und ebenso, wie die deutschen Romantiker im allgemeinen es liebten, mit „ironischer“ Konsequenz die „Illusion“ des dramatischen Geschehens zu zerbrechen, preßt auch Leonid Lunz, der von seinen Freunden „Bruder Spahooegel“ genannt wird, ein Bruchstück aus der Wirklichkeit des Bürgerkrieges in eine „romantische“ Komödie, die durch ihren Mangel an Kaufalität immer wieder an Gogols „Märchen“ oder Dickens „Gestiefelten Kater“ erinnert. Lunz ist von Fach Philologe, der nach Abschluß seiner Studien an der Petersburger Universität seine wissenschaftliche und literarische Ausbildung in Spanien fortsetzte. Dort begann er eine satirische Novelle „Affen“, Journal Nummer 3749, worin er mit scharfer Ironie die Dummheit, die Blindheit und das Durcheinander des neuen russischen Kommissariatslebens schildert. Aber seine eigentliche Begabung verweist ihn auf das Drama. Neben einer Tragödie vom Troubadour Bertran de Born schrieb er eine Komödie, charakteristisch für seine ironische Lebensansicht und seine Abstammung von der deutschen Romantik: „Die Affen kommen!“ In einem Durcheinander der verschiedenartigsten Dekorationen, hier ein Schloßzimmer, dort eine Bauernhütte, die durch einen vorzeitig aufgegezogenen Vorhang sichtbar wird, treffen sich verschiedene einander völlig unbekannte Menschen: Bauern, Damen, Streichholzverkäufer usw., schließlich der „Theaternarr“, der allein weiß, daß die Auftretenden Schauspieler sind und ein patriotisch revolutionäres Stück aufführen sollen, während die anderen weder wissen, was sie sind, noch was sie in der merkwürdigen Dekoration tun sollen. Der Wirrwarr nimmt zu, indem das Theaterpublikum in die Handlung eingreift, durch einen düsternen Begräbnisprozess, die auf die Szene drängt, durch einen Zirkusclown, der plötzlich durch den Schornstein niederfällt und schließlich durch eine Patrouille von Rotgardisten, die aufmarschiert und die Anwesenden als Spekulanten und Kontorbandisten zu visitieren, konfiszieren und arrestieren beginnt. Gleichzeitig hört man eine Stimme hinter der Szene, die denselben sinnlosen Satz ruft: „Der Feind kommt! Die Affen kommen!“ Sie erklingt immer lauter, kommt immer näher und verbreitet Angst und Unruhe unter den Spielenden. Dieses Chaos erreicht endlich seinen Höhepunkt und seine Ende, als alle, sogar die Personen aus dem Zuschauerraum, unter wechselseitiger Erregung und Ekstase Barrikaden aus den Kulissen zu bauen beginnen, um sich gegen den Feind zu verteidigen. Das Stück, das scheinbar unter dem Eindruck von Zudenitschs Märchen gegen Petersburg geschrieben ist, vereinigt alle Mittel auf die Haupt-

wirkung: die Zuschauermassen zu enthusiasmieren und eine Art gegenstandslosen Ba hos zu schaffen. Das ganze liegt auf derselben „ironischen“ Linie, wie das sogenannte Dritte Studio des Moskauer „Künstlerischen Theaters“.

Diese romantische Ironie in der Novelle vertritt der „Bruder Mundschent“, Michail Leonidowitsch Sloninstij. „Er ist still und sanft und liebt Schokolade“ sagt einer seiner Freunde, „aber seine Erzählungen sind wahre Räubergeschichten.“ Er entnimmt seinen Stoff direkt dem phantastischen Leben, das ihn im Rußland der Revolution umgibt oder umgab, Geschehnisse aus der Zeit des Terrors und des Bürgerkrieges, und erzählt sie mit eisiger Ruhe, die sie doppelt unheimlich und unwirklich machen. In einer seiner Novellen (veröffentlicht im Petersburger Almanach 1922) nimmt er den Kannibalismus zum Stoff: man zwingt den Helden Fleisch zu essen, das von einem geschlachteten Menschen stammen soll. Mit großer technischer Virtuosität schildert Sloninstij alle Schrecken des Hungers und der Menschenfresserei, aber mit teuflischer Ironie wird die Frage in Komik verwandelt; denn das Fleisch, das der Held essen muß, erweist sich nachher als Hammeisfleisch.

Der produktivste und vielleicht bedeutendste unter den „Serapionsbrüdern“ ist Wsewolod Iwanow, der in noch stärkerem Grade als Sloninstij Naturalist ist, aber ohne Ironie. Er taucht plötzlich am literarischen Horizont, am Himmel der sibirischen Nachrevolution auf. Sie erfüllt seine Novellen bis zum Rande, und mit Recht hat man ihn den grausamsten unter den modernen Schriftstellern genannt; denn er weicht keinen Schritt vor dem düsteren Spiel der Wirklichkeit zurück und wirft keinen milderen und ver-söhnlichen Schleier über den Kampf zwischen sterbendem Alten und blutigem Neuen, das er mit eigenen Augen angesehen hat. Unwissende tierische Bauern, grausame und gleichzeitig gutmütige Soldaten, Weiße und Rote, in Lumpen gekleidete Flüchtlinge, hungerrnde Männer und Weiber, Kirgisen und Tartaren sind seine Helden oder richtiger die Wesen, die ihn am meisten interessieren. Ohne ein Wort der Erklärung oder Entschuldigung schildert er in der Erzählung „Das süße Kind“, wie sibirische Rotgardisten, gewöhnliche Bauernjungen aus irgend einem Ort, die einen weißen Offizier und seine Frau getötet, aber ihre Kinder gefolont haben, ein gefangenes Kirgisenweib, das unlängst geboren hat, zwingen, das fremde „süße Kind“ an Stelle seines eigenen zu stillen; wie sie entdecken, daß es heimlich seinem eigenen Juncen die Brust gibt, während das andere hungern muß; wie sie zur Strafe das eigene Kind in die Steppe werfen, wo es sterben muß, und wie sie an jedem Abend sich vor ihrem Zelt verammelten, um zu sehen, ob das unglückliche Weib das „süße Kind“ nähert, und um sich daran zu freuen, daß es ihm von Tag zu Tag besser geht.

Eine andere Novelle: das Gerücht von der Revolution ist all-mählich in ein abgelegenes sibirisches Dorf in der Steppe als eine religiös gefärbte Legende gelangt, wonach die Bolschewisten Jerusalem eingenommen und einen gewissen Lenin an Christi Stelle gesetzt, aber sein heiliges Grab vernagelt hätten, da „sein Bedarf mehr dafür vorhanden sei“. Da wäre die heilige Jungfrau und Mutter Gottes vorgetreten und hätte zu Lenin gesagt: „Da du nun also Christus bist, so tue auch ein Wunder!“ Aber Lenin — er schwieg. In diese Welt der mittelalterlichen Legende, in der die Bauern, um Gottes Gnade zu erlangen, in feierlicher Prozession vierzigmal einen wunderläufigen See umschreiten, schlägt plötzlich wie ein unerwarteter Blitz das neue revolutionäre Leben in Form von bolschewistischer Kavallerie ein, die sofort alles mobilisiert, was einen mit Erde gefüllten Sack auf dem Rücken tragen kann, und es zu Kampf und Krieg und unbekanntem neuen Leben fortführt, während die anderen in ihren mittelalterlichen Zustand zurückfielen.

Iwanow am nächsten steht N. N. Nikitin, der „Bruder Kanonach“, der vielleicht nicht über dasselbe Erzählertalent verfügt, aber doch in seinen Novellen, die dem Kriege und dem Bauernleben entstammen, eine große sprachliche Meisterschaft bekundet, aber Konstantin Fedin, der während des Krieges Zivilgefangener in Deutschland war und dann in einer russischen Landstadt durch die harte Schule des Kommunismus ging, und Kawerin, der ein vielversprechender Novellist ist, folgen in ihrer Kunst mehr Hoffmanns Spuren als Iwanow und Nikitin: Fedin hat außer zahlreichen Novellen und Erzählungen einen geschichtlichen Zweifakter „Bakunin in Dresden“ (1920) verfaßt, Kawerin das von Hoffmann so oft gewählte deutsche Mittelalter in einer phantastischen „Chronik von der Stadt Leipzig“ verwendet. Der einzige reine Humorist unter den „Serapionsbrüdern“ ist Michail Zoffjensko, der eine Zwischenstellung zwischen Hoffmanns seltenen Humoresken und Gogols „Toten Seelen“ einnimmt; nicht umsonst ist Zoffjenskos Klettruffe.

## Lebensentstehung.

Von Otto Deigener.

Manch grauer Gelehrtenkopf mag der Lösung dieses schwierigsten aller Probleme nachgeforscht haben. Dem Zeitalter der Technik zum Hohn, trotz Mikroskop und wissenschaftlichem Fortschritt stehen wir heute noch gerade so unwissend wie der Philosoph und Naturforscher des Altertums vor dem unverratenen Geheimnis, suchen es auf die allerschlaueste Weise zu klären und müssen doch wieder zum alten „Ignoramus“ zurückkehren.

Die Frage nach dem Ursprung des Lebens hat von jeher den Menschen beschäftigt. Wie er bei allem, was ihm fremd und unerklärlich war, der Phantasie freies Spiel ließ, so auch hier. Von der alten Schöpfungslehre wich man bald ab, die galt als unwissen-

schafflich und nur zum Teil hat man, dem religiösen Beweisen Konzessionen machend, an ihr fest. Für lange Zeit war es die Urzeugungstheorie, die man zur herrschenden Ansicht machte. Leben könne sich ganz einfach durch Umwandlung anorganischer Materie in lebende Substanz bilden. Das unerwartete starke Auftreten von Regenwürmern nach Regengüssen deutete sich Aristoteles damit, daß eben feuchte Ackererde diese Tiere hervorbrächte. Er nahm sich nicht die Mühe, den Entstehungsursachen nachzuforschen, ihm schien die Deutung vollauf befriedigend und wie ähnlich auch spätere Naturwissenschaftler dachten, das bewiesen die Ansichten über Neubildung von Lebewesen, die bis ins 17. und 18. Jahrhundert maßgebend waren. Flöhe sollten aus urgemischtem Staub, Läuse aus dem Schweiß und Fliegenmaden aus faulem Fleisch entstehen. Besonders kurios ist die Anleiung des heiligen Isidors, um Bienen zu erzeugen. Man bearbeitete einen Ochsenkadaver mit Stockschlägen. Da würden Maden entstehen und aus ihnen endlich Bienen. Diesem Unsinn wurde erst ein Ende bereitet, als die Vorkläufer des Mikroskopes in Gestalt einfacher Vergrößerungsgläser auftauchten. Dank dieser Erfindung und der kritischen Verfolgung der Lebensentwicklung sozusagen aus dem Nichts, entdeckte man bald am Entstehungsort die früher übersehenen Keime. Francesco Redi widerlegte die Urzeugungstheorie ohne viel Mühe. Die übliche Madenbildung auf Fleisch blieb aus, wenn das Fleischstück mit einem engmaschigen Netz bedeckt wurde. Denn kein Insekt konnte jetzt seine Eier, die Bedingung der Madenbildung, ablegen.

Als man von neuem bei der Entdeckung der Infusorien auf die Urzeugung hinwies, waren es Koch und Pasteur, die abermals dieser Lehre den Todesstoß versetzten. Die Infusorien (Austusierchen) entwickelten sich in großer Zahl in Hefenauflüssen. Werden aber die Aufgüsse getocht und die Gläser gut verschlossen, so bleiben die Infusorien aus. Sie hatten vordem an den getrockneten Halmen in verstopfelm Zustand und wären in die Flüssigkeit ausgeschwärmert, hätte die Hitze sie nicht getötet. Somit kann sich Leben nur wieder aus Leben, aus einer lebenden Zelle eine andere bilden.

Ein Jahr vor Pasteurs Versuchen glaubte man nahe daran zu sein, auf einem anderen Wege das Problem zu lösen. Man stellte die Behauptung auf, die ersten Organismen seien aus dem Urschleim entstanden, der aus Protoplasma zusammengesetzt wäre. Nun galt es den Nachweis zu erbringen! Als 1857 das erste transatlantische Kabel gelegt wurde, fand man zur großen Freude der Gelehrten den Meeresboden mit einem zähen, gallertartigen Schleim überzogen. Kein Zweifel, man hatte ihn, den lang gesuchten Urschleim. Viel Gärn um nichts! Trotzdem der Fund sofort einen wissenschaftlichen Namen erhielt Bathybia Haackelii (Huxley), war er nicht das erstrebte Protoplasma, sondern gewöhnlicher Gipsschlamm.

Eine heute gänzlich vergessene Meinung vertritt Fechner. Aus dem Weltensraum, ursprünglich selbst ein ungeheurer Organismus, bildete sich Sonne und Erde, Mensch und Tier heraus. Der anfangs feurigglühende Erdball kühlte langsam ab. Es entstand das Meer und über ihm die die Erde einhüllende Atmosphäre. In Luft und Wasser befanden sich von Anfang an Lebewesen. Es ist in dieser wunderlichen Theorie ein Körnchen jener modernen Hypothese, die von Svante Arrhenius stammt. Das Leben muß gar nicht auf der Erde entstanden sein. Kleinste Lebenskeime finden sich überall. Sie erfüllen den unendlichen kosmischen Raum in unzähligen Mengen. Durch den Strahlungsdruck des Lichtäthers werden sie in die Erdatmosphäre gepreßt und gelangen auf die Erde. Geeignete Nährböden fördern ihre Entwicklung im Lauf von Jahrmillionen zu höheren, vollkommeneren Lebewesen. Und wo bleibt die Lebensentstehung, fragt der Leser? Die hypothetische Antwort Arrhenius' ist unbefriedigend. Denn das Leben sei ewig. Dadurch wird ein Begriff in diese Theorie gebracht, der uns unfassbar ist.

Vielleicht sind wir heute der Lösung nahe. Vor nicht so langer Zeit ist eine bedeutsame Entdeckung bekannt geworden. Der französische Forscher d'Hérelle fand eine Substanz, die Bakteriophagen oder Bakterienfresser, die einer Bakterienkultur zugesetzt, alle Bakterien tötet. Die bazillenvernichtende Substanz ist also allem Anschein nach das Impfmittel der Zukunft. Doch seine Bedeutung für unser Problem? Man weiß von den Bakteriophagen noch sehr wenig, fast gar nichts. Nicht einmal, ob sie belebt oder unbelebt oder ob sie nicht etwa gar ein Uebergang von dem einen Stadium zum anderen sind. Denn dann wäre es gefunden, das Ziel so vielen Kopfzerbrechens.

## Bei den Eskimos.

Interessante und vielfach unbekanntes Dinge waren es, die der Polarforscher Christian Ledebur jüngst in einem mit Lichtbildern, Filmen und Phonogrammen ausgestatteten Vortrag in der Berliner „Arctica“ über seine Reise zu den primitivsten zurzeit noch vorhandenen Eskimostämmen hielt. Die Reise, die den Forscher drei Jahre von seiner norwegischen Heimat fernhielt, ging zu den westlich der Hudsonbay (östliches Kanada) ansässigen, um den Churchillsfluß herum wohnenden Stamm der Pardeleeruit-Eskimos. Als wichtigstes Ergebnis glaubte der Forscher auf Grund der Vergleiche der Phonogramme von Volksgefangen der Eskimos und der Indianer eine nahe Verwandtschaft der beiden festzustellen derart, daß die Eskimos von den Indianern abstammten. Aber beide Völker, die nahe aneinander grenzen, lieben sich keineswegs. Der kanadische Indianer geht nördlich nicht über die Baumgrenze hinaus, und der nördlich der Baumgrenze wohnende Eskimo vermeidet es ängstlich, sich zwischen Bäumen aufzuhalten. Dennoch gibt es zwischen beiden Völkern keinen eigentlichen Streit, wie den Eskimos das Wort

„Krieg“ völlig unbekannt ist. Sie wissen nicht, was es bedeuten soll. Und wie bei uns das griechische Wort „polemos“, das ursprünglich Krieg oder Kampf bedeutete, in dem Wort Polemik die edlere Bedeutung des Streites, des unblutigen Kampfes der Geister angenommen hat, so kennt der durchaus friedfertige und ruhige Eskimo nur einen Streit der Geister, nicht der Körper. Läßt sich eine Auseinandersetzung mit einem Gegner nicht mehr vermeiden, so kommt eines Tages der ganze Stamm mit den Frauen zusammen. Die beiden Gegner treten sich gegenüber und es beginnt nun gegenseitig etwas, was die Bayern mit „Froggeln“ bezeichnen. Der eine beginnt alles, was ihm an seinem Gegner als tadelnswert erscheint, vorzusingen, und zwar in einer Form, die den andern lächerlich macht. Der andere hat zunächst geduldig still zu schweigen, bis er an der Reihe ist. Dann beginnt er dasselbe Spiel mit seinem jetzt gleichfalls stillen Gegner. Das Spiel wiederholt sich solange, bis alle Gründe der Gegner erschöpft sind. Wer nun den anderen am meisten „durch den Kaaas gezogen hat“, der ist Sieger und über weissen Untugenden am meisten gelacht worden ist, der hat verloren.

Es wäre aber ganz verfehlt, aus dieser Art der Eskimos, Streitigkeiten auszusprechen, auf Freigebit zu schließen. Der Eskimo beweist Mannhaftigkeit, Mut, Entschlossenheit und Tapferkeit im höchsten Maß, aber nicht gegen seinen Mitmenschen, sondern gegen einen ganz anderen Gegner, nämlich den Eisbären, der sein schlimmster Feind ist. Wieder ist es ein besonders sympathischer Zug dieser primitiven Menschen, daß sie die Art des Europäers, den Bären durch das Gewehr zu erledigen, als eines Mannes unwürdig betrachten. Sie meinen, das sei kein Kunststück. Mit dem Eisbären sieht der Eskimo ein regelrechtes Duell aus. Er geht nur mit dem Messer auf das Raubtier los. Nicht selten kommt es vor, daß der Bär dem Eskimo den Garau macht, aber in der Mehrzahl der Fälle ist der Mensch Sieger. Viele Eskimos tragen tiefe Narben von furchtbaren Verwundungen, die ihnen der Bär beigebracht hat. Auch die sonstigen Charaktereigenschaften dieser Kanada-Eskimos sind hervorragend, während die Grönlandeskimos durch ihre Verührung und Mischung mit den Europäern das Beste bereits eingebüßt haben.

Wieder im Gegensatz zu den Grönlandeskimos verfügen die Kanadaskimos über eine ausgezeichnete Gesundheit. Hautkrankheiten sind ihnen fremd, weil sie kein Ungeziefer haben, und das hat wieder seinen Grund in einer höchst einfachen aber wirksamen Hygiene. Gerade an der Stelle, wo wir Europäer am empfindlichsten sind, nämlich am Unterleib, lassen die Eskimos, Männer wie Frauen, zwischen der Fellbekleidung des Oberkörpers und der der Beine einen Spalt, durch den die kalte Luft an den Körper gelangen kann. Sie halten diese Maßnahme für notwendig, weil sie sich nicht waschen und baden können, denn der Winter dauert zehn Monate. In dieser ganzen Zeit wohnen sie in Schneehütten, in deren Inneren eine höchste Temperatur von minus 3-4 Grad herrscht. Jede Feuchtigkeit würde sofort zu Eis erstarren. Nachts entleidet sich die ganze Familie, Männer, Frauen und Kinder, bis auf die Haut und gemeinsam, einer den andern wärmend, schlafen sie in Pelzdecken. Die Grönlandeskimos leiden hingegen unter Ungeziefer in hohem Maß.

Von natürlicher Reinheit sind bei den Kanadaskimos die Liebes- und Ehesitten. Jeder reife Jüngling und jedes Mädchen muß heiraten. Wenn das Mädchen reif ist, beginnt sie ein Gewand zu tragen, das auf dem Rücken eine Tasche hat. In dieser Tasche nämlich tragen die Frauen ihre kleinen Kinder mit sich herum. Sobald ein Mädchen das tut, begibt sich ein Bote zu ihrem fernen Erwählten — die Eskimos verprechen schon die Kinder zur Ehe — und teilt ihm das mit. Bedächtig macht sich der Verlobte auf die Reise. Ueberall kehrt er ein und bleibt eine Nacht. Er sagt kein Wort von seinem Vorhaben und man fragt ihn auch nicht, trotzdem jeder Gastgeber weiß, was seinen Gast heimwärts treibt. Ist er bei seinem Stamm angekommen, so bezieht er die am weitesten von seiner Verlobten entfernte Hütte und kommt jeden Tag etwas näher. Endlich ist er bei ihr, sagt aber immer noch nichts. Bis er eines Abends kurz und bündig erklärt: „Morgen fahre ich zurück und du kommst mit.“ Nun beginnt bei dem Mädchen ein großes Sträuben und Weinen, Am andern Tag steht der junge Eskimo reisefertig da. Wieder langes Parkieren. Endlich sagt er: „Entweder du kommst mit oder ich fahre allein.“ Das Mädchen kommt dann mit und die Reise geht los. Oft kommt es vor, daß die junge Frau unterwegs entweicht und zu ihren Eltern zurückkehrt, von wo sie sich der junge Ehemann wieder einholt. Dieses Sichsträuben ist eben auch nichts weiter als ein Stückchen der auf dem ganzen Erdenrund verbreiteten Evasitte, sich recht begehrenswert zu machen. Wenn es nun vorkommt, daß ein verheirateter Eskimo eine große und schwere Reise nordwärts ausführen muß, und er hat nur ein schwächliches Frauen, dann kauft er mit einem andern Stammesbruder, der eine kräftigere Frau hat, während der Daheimbleibende sich so lange mit der Schwächeren be- und vergnügt. Die christliche Mission ist es wieder einmal gewesen, die dazu beigetragen hat, daß die natürlichen Verhältnisse in ihr Gegenteil verkehrt wurden. Die Missionare dangen darauf, daß die Frauen verschiedenfarbige Bänder im Haar trugen, damit man auch äußerlich sehen konnte, wer ein eheliches und wer ein uneheliches Kind empfangen sollte oder hatte. Das hatte aber glücklicherweise vielfach die entgegengesetzte Wirkung, denn die Männer sahen nun eine Ehre darin, ein von den Missionaren bemerktes Mädchen erst recht zu heiraten.

So könnte man mit dem Dichter auch von diesen Wilden sagen, daß sie manchmal doch bessere Menschen seien als wir Europäer. Und der große unschätzbare Wert der vergleichenden Völkerkunde und Völkerpsychologie, wie Wilhelm Wundt sie gelehrt hat, liegt eben darin, daß wir aus den Ergebnissen der Forschungen zu Vergleichen mit unseren eigenen Kulturen und Unkulturen gedrängt werden.

**Eigenartige Namen.** Der englische Major Armbruster hat jetzt den ersten Teil seines amharischen Wörterbuches erscheinen lassen. Amharisch ist die Sprache, die in Abessinien gesprochen wird; sie gehört zur semitischen Sprachfamilie. Eigentümlich ist, daß diese Sprache eine Gewohnheit beibehalten hat, die direkt an die assyrischen und babylonischen Königsnamen anknüpft, nämlich die Sitte, Personennamen durch ganze Sätze zu bilden. So heißt ein abessinischer Mannernamen: „Wer dich ansieht, soll zittern!“ Ein weiblicher Name bedeutet: „Du bist eine Perle!“, ein anderer: „Wer ist über dir?“ Auch der berühmte Name Menelik oder Menilik findet so seine Erklärung. Armbruster leitet ihn von der Form Menelke, einer Abkürzung von Menelaklan, was bedeuten soll: „Was für ein Maß hat er!“, d. h. wie groß ist er! Die sonst vielfach gegebene Erklärung des Wortes Menelik als „Sohn des Weisen“, d. h. Salomos, hält der englische Forscher für eine spätere künstliche Konstruktion.

**Kants Tapete.** Kant war in seiner Wohnung sehr puritanisch und begnügte sich mit einfach geweißten Wänden. Infolge des Staubes und der Dampfwolken seiner Tabakspfeife erhielten die Wände allmählich eine graue Schicht. Als man sich eines Tages amüsiert unterhielt, wählte der Kriegsrat Schöffner in der Zerkümmtheit mit dem Finger über die Wand und legte dadurch einige Stücke des ursprünglichen weißen Untergrundes frei. Darüber aber war Kant ungehalten. „Vieher Freund“, sagte er, „warum wollen Sie den Wertmarmor meiner Wände zerstören?“ Ist eine solche von selbst entstandene Tapete nicht besser als eine für teures Geld gekaufte?“

## Naturwissenschaft

**Der Einsamkeitstod der Insekten.** Bei gewissen Insektenarten, deren ganzes Leben sich in engster Gemeinschaft mit ihren Genossen vollzieht, ist das „soziale Empfinden“ so stark, daß sie allein nicht leben können. Beobachtungen über diese „Abhängigkeit sozialer Insekten vom Nest“ hat Wilhelm Goetsch gemacht und gewährt uns einen tiefen Einblick in das Wesen dieser Tiere, die K. v. Frisch in den „Naturwissenschaften“ mitteilt. Der Bienenkenner weiß bereits seit langem, daß Bienen, die aus dem Bienenstock genommen und in Einzelhaft gehalten werden, nach kurzer Zeit eingehen, auch wenn sie Honig im Lebertopf haben und für ihr Leibliches Wohl auf das Beste gesorgt wird. Sie können die Trennung von ihren Stodgenossen nicht lange überleben. Goetsch hat nun über diese Erscheinung eine Anzahl Versuche mit Bienen, Hummeln und Wespen angestellt. Bienen, die allein oder zu zweit in Behältern verschiedenster Art gefangen gehalten wurden, starben auch unter günstigsten Lebensbedingungen nach 1-5 Tagen. Dabei macht es keinen Unterschied, ob man alte Flugbienen nimmt oder junge Tiere. Frost ebenso schnell sterben die Arbeiterinnen der Hummeln und Wespen bei Einzelhaft. Dagegen lassen sich Tiere der gleichen Art, die nicht auf soziales Leben eingestellt sind, unter den gleichen Bedingungen wochenlang am Leben erhalten. Dies geschieht z. B. bei überwinterten Hummel- und Wespenweibchen, die im Frühjahr allein zur Nestgründung schreiten oder bei nahverwandten Formen, die einzeln leben, wie den solitären Bienen. Um die Gründe für diese Erscheinung genauer festzustellen, machte Goetsch seine Versuche mit Ameisen, die sich wegen der einfacheren Kulturbedingungen dazu besser eignen als Bienen, Hummeln oder Wespen. Es ergab sich nun, daß nicht das Alleinstehen den Tod der Tiere verursacht, sondern der „Einsamkeitstod“ wird vielmehr dadurch hervorgerufen, daß die Insekten nicht die Möglichkeit haben, ihren Bau- und Brutpflegeninstinkt auszuüben. Auch einzeln gehaltene Ameisen leben wochenlang, wenn sie die Gelegenheit haben, ihre Brut zu pflegen, und ihnen Erde zum Bauen zur Verfügung steht. Fehlt ihnen eins von beidem, so wird ihr Leben dadurch wesentlich abgekürzt; fehlt ihnen beides, so sterben sie schon nach wenigen Tagen, selbst wenn man sie in Gesellschaft zu 2-4 hält. Als ein weiterer Faktor, der auf die Ameisen lebensverfügend wirkt, ist das Fehlen einer Königin hervorzuheben. Diese Befunde bei Ameisen scheinen in ähnlicher Weise auch bei Bienen, Hummeln und Wespen zu gelten.

**Vorsichtsmaßregeln in der Tierwelt.** Die asiatischen Wildpferde haben einen geregelten Sicherheitsdienst. Wenn sie in Rudeln grasen, stellen sie stets ein Tier als Schildwache auf. Dieses nimmt seine Aufgabe sehr genau, selbst die üppigste Weide wird es nicht verlassen, von seiner Wachsamkeit abzulassen. Droht Gefahr, so gibt es durch Wiehern und Aufstampfen mit den Hufen ein Warnungssignal, und das Rudel ordnet sich sofort zur Flucht. Die Affen Südafrikas schließen auf ihren Wanderungen stets einen Stammesangehörigen, vermutlich den erfahrensten, als Vorhut voran; dieser gibt im Notfall durch besseres Bellen ein Zeichen, worauf sich sofort die übrigen Affen sammeln und der Vormarsch stoppt, bis ein weiteres Zeichen das anzurathende Verhalten angibt, ob weiter zu gehen ist oder ob man rückwärts oder seitwärts sicherer ist. Außerst scheu und vorsichtig ist der kassanische Moustillon, eine Art Gebirgschaf. Wenn die Herde auf den Höhen weidet, steht auf der höchsten Spitze immer ein Tier, das sorgsam die Umgegend beobachtet und durch ein Aufstampfen warnt, wenn sich Verdächtiges zeigt. Eine ganze Reihe von Schildwachen stellen die südamerikanischen Prärieden aus, kleine braune Tiere, die sofort unter die Erde verschwinden, wenn die Wächter ihr scharfes Bellen ertönen

hören. Während vorher die ganze Prärie braun von den kleinen Tieren war, ist plötzlich die ganze Schar wie weggeholt. Daß auch unsere Tiere, z. B. die Füchse, ihre Jungen beim Herannahen einer Gefahr wirksam zu warnen verstehen, weiß jeder Jäger.

**Der lauteste Vogel.** Unter unseren gefiederten Sängern ist wohl der Kuckuck der lauteste; man kann ihn zuweilen auf Kilometerweite hin vernehmen. Aber weit übertroffen wird unser Kuckuck an Tonstärke von dem in Südamerika und Afrika lebenden *Coccyzoides*, dessen Schrei nach einem Bericht in „Reclams Universalum“ 5-6 Kilometer weit zu hören ist. Wahrscheinlich bringt dieser „Schreihaas“, der im Verhältnis zu seiner Größe sicherlich der lauteste Vogel ist, diese weithin schallenden Töne mit Hilfe von schwellbaren Hautwucherungen an der Schnabelgegend hervor, die die Aufgabe eines Resonanzwerkzeuges haben. Man hat den Eindruck, wenn man den Glockenvogel beobachtet, daß er beim Rufen alle Kraft aufbietet. Das taubengroße Tierchen öffnet dabei den Schnabel so weit wie nur möglich und stößt den Kopf nach vorn, als ob es auf einen Gegner einhaken wollte. Diese Bewegung ist derart krampfartig, daß es so aussieht, als habe der Vogel Mühe, sein Gleichgewicht zu behaupten. Jedenfalls ist es für einen so kleinen Vogel eine erstaunliche Leistung, daß er sich auf 5-6 Kilometer hin bemerkbar machen kann. Der Ruf selbst wird von verschiedenen Beobachtern sehr verschiedenartig charakterisiert. Auf die einen wirkt er wie ein starker Glockenton, auf die anderen mehr wie ein dumpfer Schlag, dem ähnlich, den eine Axt auf hartem Holz hervorbringt.

## Völkerkunde

**Indirekte Kannibalen.** Der englische Professor Mc. Govern berichtet in seinen Erinnerungen aus Tibet: „Die abscheulichste Sitte der Tibetener ist die, wie sie sich ihrer Toten entledigen. Das ganze Land ist felsig und der vorhandene fruchtbare Erdboden ist zu gering, als daß er für Friedhöfe verwendet werden sollte. Krematorien zu errichten, geht nicht an, da es nur wenig Heizmaterial in Tibet gibt, also schneiden die Tibetener ihre Toten einfach in Stücke und legen diese außerhalb ihrer Ansiedlungen, den Raben, Hunden und Schweinen die weitere Fürsorge überlassend. Deshalb sehen die tibetischen Schweine und Hunde, die bei der Bevölkerung als Leckerbissen gelten, dann auch immer sehr gut genährt aus. Im übrigen leben die Tibetener von Gerstenmehl und Tee. Letzterer ist eine scheußliche Brühe, denn er wird mit Fett, Soda und Salz vermischt. Trotzdem waren wir gezwungen, ihn zu trinken, um nicht aufzufallen. Die armen Tibetener essen das Fleisch roh, die reichen bereiten es durch Kochen und Braten am Spieß zu.“

**Die Erdesseher.** Im Sudan und in anderen Teilen Afrikas, in Südamerika und in Westindien sind es nicht bloß Kinder, sondern auch Erwachsene, die Erde essen. Die vom Nil mitgeschleppte Erde gilt als bekömmlich, und deshalb wird sie in Form von Figuren, die an unsere Backwerkfiguren erinnern, verkauft. Besonders sind es bleichsüchtige Männer und Frauen, die sie essen, weil man glaubt, die Erde sei gut gegen Bleichsucht, während gerade umgekehrt die Bleichsucht durch das Erdesseher verursacht wird. Die Gewohnheit entsteht wahrscheinlich schon bei den kleinen Kindern. In Laos, dem französischen Protektorat in Hinterindien, wird dem Erdesseher so eifrig gehuldigt, daß es geradezu eine Leidenschaft ist, wie der Tabak-, Alkohol- oder Opiumgenuß. Dort wird übrigens die Erde eigens zubereitet: Man nimmt Lehm aus den Flüssen, trocknet ihn an der Sonne, zerreibt ihn, feuchtet ihn wieder an, bedeckt ihn mit Reisig und Erde und brennt ihn wie Holzstößen. Er steht dann aus wie Schokolade und wird auf den Märkten verkauft. Die Armen nehmen einfach den Lehm aus den Flüssen und essen ihn ohne weitere Zubereitung. Obwohl das Erdesseher sehr nachteilige Folgen für die Gesundheit zeitigt, lassen die Einheimischen nicht davon ab.

## Vom Menschen

**Wozu dient die Thymusdrüse?** Der amerikanische Gelehrte Dr. Oscar Riddle von der Carnegie-Station für Entwicklungsgeschichte zu New York veröffentlicht eine wichtige Arbeit über die Thymusdrüse. Man wußte bereits, daß sie Einfluß auf den Knochenbau hat und auch die innere Sekretion beeinflusst. Jetzt hat sich ergeben, daß die Wirbeltiere, mit Ausnahme der Säuger, ohne die Thymusdrüse ihre Art überhaupt nicht fortpflanzen können. Von ihr hängt die Bildung der Eierschalen und Eimembrane ab. Wenn man Tauben, die minderwertige und mißgestaltete Eier legen, etwas Thymusdrüsenextrakt gab, begannen sie alsbald normal zu legen. Die Untersuchung ergab, daß ihre eigene Thymusdrüse defekt war. Die Thymusdrüse liegt zwischen Herz und Brustbein, sie ist in der Jugend sehr groß, nimmt später an verhältnismäßiger Größe ab, bleibt aber dem Menschen während seines ganzen Lebens erhalten. Sie hat jetzt eigentlich für die Menschheit keinen Wert mehr, aber in früheren Stadien der Existenz des Menschen war sie wichtig. Wenn wir von Wesen abstammen, die einmal im Meere lebten, so hat bei diesen die Thymusdrüse die Eischale und die Eihaut für die Jungen geliefert, und ohne sie wäre die Entwicklung des Menschengeschlechtes nicht möglich gewesen. Wir würden nicht leben, wenn unsere Vorfahren keine Thymusdrüse besessen hätten, aber unsere Nachkommen könnten allerdings die Rasse fortpflanzen, wenn wir die Drüse verlor. Es sei denn, daß nicht doch noch eine verborgene Funktion vorhanden wäre; die innere Sekretion und was damit zusammenhängt, kann noch Überraschungen bringen.